

**Zeitschrift:** Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

**Herausgeber:** Benediktiner von Mariastein

**Band:** 59 (1982)

**Heft:** 6

**Artikel:** "Unruhig ist unser Herz...". XVII

**Autor:** Bütler, Anlsem

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1031277>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# «Unruhig ist unser Herz . . .» XVII

P. Anselm Bütler

diesem Artikel soll gezeigt werden, wie Glaubenserfahrung möglich werden kann in der Glaubensgemeinschaft als Gebetsgemeinschaft. Wir haben ja die besondere Zusicherung Jesu, dass er und durch ihn natürlich auch Gott in besonderer Weise gegenwärtig ist, wenn Glaubende zur Gemeinschaft verbunden sind: «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen» (Mt. 18, 20). Der griechische Ausdruck für «versammelt», der an dieser Stelle verwendet wird, ist ein ganz spezieller Ausdruck, der verwendet wird für die gottesdienstliche Versammlung. So gilt diese Verheissung Jesu sicher in ganz besonderer und intensiver Weise für die «Gebetsversammlung» der Glaubengemeinde. Wenn Jesus und durch ihn Gott in solcher Gebetsversammlung in besonderer Weise gegenwärtig ist, dann ist solche Gebetsversammlung sicher ein ganz ganz besonderer «Ort» der Gotteserfahrung.

Das Konzil kommt in der Liturgiekonstitution auf diese besondere Gegenwart Christi in der Gebetsversammlung zu sprechen. «Um dieses grosse Werk (gemeint ist die Fortsetzung des Heilswirkens Jesu) voll zu verwirklichen, ist Christus seiner Kirche immerdar gegenwärtig, besonders in den liturgischen Handlungen. Gegenwärtig ist er im Opfer der Messe sowohl in der Person dessen, der den priesterlichen Dienst vollzieht, – denn derselbe bringt das Opfer jetzt dar durch den Dienst der Priester, der sich einst am Kreuz dargebracht hat – wie vor allem unter den eucharistischen Gestalten. Gegenwärtig ist er mit seiner Kraft in den Sakramenten, so dass, wenn einer tauft, Christus selber tauft. Gegenwärtig ist er in seinem Wort, da er selber spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden. Gegenwärtig ist er schliesslich, wenn *die Kirche betet und singt*» (Nr. 7).

## 1. Krise der gottesdienstlichen Gebetsfeier

Nun allerdings steht dieser Verheissung und Wirklichkeit die Tatsache gegenüber, dass unsere Gottesdienste in eine Krise geraten sind. Es ist fast schon eine alltägliche Platitüde, darauf hinzuwei-

## Gotteserfahrung im Gemeinschaftsgebet

In der letzten Folge dieser Artikelreihe war die Rede davon, wie die Glaubengemeinschaft Hilfe sein kann für die Gotteserfahrung in den sogenannten göttlichen Tugenden, besser christlichen Grundhaltungen: Glaube, Hoffnung, Liebe. In

sen, dass unsere Gottesdienste immer weniger besucht werden. In den letzten Wochen und Monaten hatte ich öfter Gelegenheit, vor allem mit Jugendlichen über das Thema «Gottesdienstbesuch» zu sprechen. Und in allen Gruppen verschiedensten Alters und verschiedenster Herkunft wurde immer die gleiche Klage angebracht: Gottesdienst ist eine langweilige Sache. «Da spricht einer vorne allein und oft langatmig Texte und Gebete, die in ihrer Sprache für uns einfach unverständlich sind, und wir haben nichts zu tun als hie und da einen kurzen Satz zu sagen, oft nur ein einzelnes Wort.» – Dass diese Aussage tatsächlich einer Grunderfahrung entspricht, konnte ich selber feststellen, als ich in letzter Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten Gottesdienste und Messfeiern «mitten unter dem Volk» mitfeierte. Ich bemühte mich, innerlich den Gehalt der Gebete und Texte mitzuvollziehen, aber bald wurde das mühsam, und mit der Zeit konnte ich nicht mehr.

Das Grundübel unserer Gottesdienste, so scheint mir, besteht darin, dass unser gläubiges Volk weitgehend zu äusserer Passivität verurteilt ist. Wenn es innerlich mitmacht und dabei «auf Gedanken, Erkenntnisse kommt», kann es die nicht äussern, muss sie in sich selber verschliessen. Dabei haben die Konzilsväter schon sehr richtig gesehen, dass unsere Gottesdienste nur gesunden können, wenn das Volk daran aktiv teilnehmen, besser mitmachen kann. Darüber finden sich in der Liturgiekonstitution ganz klare Aussagen. «Die Mutter Kirche wünscht sehr, alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewussten und *tätigen Teilnahme* an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie *das Wesen der Liturgie selber verlangt*, und zu der das christliche Volk, «das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, der heilige Stamm, das Eigentumsvolk» (1 Petr 2, 9; vgl. 2, 4–5) kraft der Taufe Recht und Amt besitzt» (Nr. 14).

Gewiss sahen die Konzilsväter diese aktive Teilnahme damals noch, so möchte ich sagen, nur «spurenhaft» in einer Art Anfangssituation, nachdem das Volk jahrhundertelang total passiv Gottesdienste miterlebt hatte. Nur vor diesem «Null-

punkt» der Aktivität ist es richtig zu bewerten, was die Konzilsväter als aktive Teilnahme verstanden: «Um die tätige Teilnahme zu fördern, soll man den Akklamationen des Volkes, den Antworten, dem Psalmengesang, den Antiphonen, den Liedern sowie den Handlungen und Gesten und den Körperhaltungen Sorge zuwenden. Auch das heilige Schweigen soll zu seiner Zeit eingehalten werden» (Nr. 30). «Bei der liturgischen Feier soll jeder, sei er Liturge oder Gläubiger, in der Ausübung seiner Aufgabe nur das und all das tun, was ihm aus der Natur der Sache und gemäss den liturgischen Regeln zukommt. Auch die Ministranten, Lektoren, Kommentatoren und die Mitglieder der Kirchenchöre vollziehen einen wahrhaft liturgischen Dienst. Deswegen sollen sie ihre Aufgabe in aufrichtiger Frömmigkeit und in einer Ordnung erfüllen, wie sie einem solchen Dienst ziemt, und wie sie das Volk mit Recht von ihnen verlangt» (Nr. 28f.).

Gewiss sind dies anfangshafte Möglichkeiten einer tätigen Teilnahme des Volkes am Gottesdienst. Trotzdem oder vielleicht jetzt erst recht bleibt unser Gottesdienst ritualisiert und unpersönlich. Besonders die verschiedenen Körperhaltungen, von denen man anfänglich viel für die aktive Teilnahme erwartete, wirken geradezu als «Vermassungsmittel». Vielleicht ist doch der Eindruck ernstzunehmen, den nichtkatholische Gottesdienstbesucher von dieser Form aktiver Teilnahme bekommen und den eine reformierte Frau so beschrieb: Eure Gottesdienste erscheinen mir als reinste Turnübungen: «Stehen», «Sitzen», «Stehen», «Knie», «Stehen», «Sitzen», «Stehen». Was bei unsrern Gottesdiensten eigentlich fehlt, ist der zwischenmenschliche Bezug. Unsere Gottesdienste sind einseitig, ja ausschliesslich auf Gott hin orientiert. Wie sehr wurde uns doch in den Religionsstunden der Schule beigebracht, dass man in der Kirche nicht schwatzen und nicht umherschauen dürfe, man müsse seine Blicke ganz auf den Tabernakel ausrichten, seine Gedanken ganz auf Gott, der hier in Christus gegenwärtig sei, und man dürfe ja nicht den andern nebenan anschauen und ihn so stören.



Sollen unsere Gottesdienste wieder lebensnahe werden, muss notwendig der zwischenmenschliche Bezug mit in den Gottesdienst einbezogen werden. Die Glaubenden müssen von ihren persönlichen Glaubenssituationen und Glaubenserfahrungen, auch von ihren Glaubens- und Lebensnöten sprechen können. «Müssten wir nicht in unserer weithin ritualisierten und unpersönlichen Frömmigkeit den Mut zu Gebetsformen aufbringen, die auch andere an der eigenen religiösen Gefühlswelt teilnehmen lassen? Daran teilzuhaben ist freilich nur möglich in einer Atmosphäre *vor Gott*. Gelänge dies, wäre Kirche nicht bloss der Ort eines Dialogs mit Gott, sondern auch des Gesprächs miteinander, wäre sie nicht nur Intimraum eines Vertrauens Gott gegenüber, sondern auch eines tiefen gegenseitigen Zutrauens. Dabei würden wahrscheinlich weniger eingelernte Gebetsformeln rezitiert, dafür aber mehr persönliche Kurzformeln des Glaubens rezepiert» (G. Braulik).

Damit aber können wir einem ernsten Anliegen Jugendlicher gerecht werden: anstatt dass alles stur und unabänderlich «vorprogrammiert» ist, kann ein Freiraum geschaffen werden für Spontaneität, persönliche Äusserung der eigenen Glaubenserfahrung, des eigenen Empfindens, des individuellen Ausdrucks auch mittels individueller Körperhaltung. Wieviele Möglichkeiten ständen da offen: auf dem Boden liegen, in Verbeugung verweilen, Meditationssitz, Erheben der Hände usw. Dazu kämen spontane Äusserungen in Form von kurzen Lobpreisungen, kurzem Jubelruf, auch Klageruf, Bittruf, die einzelne sprechen und von den andern aufgenommen und weitergeführt werden. Warum dürfen wir eigentlich im Gottesdienst unsere Empfindungen und Gefühle, Erlebnisse und Erfahrungen nicht gleich spontan zum Ausdruck bringen wie sonst im Leben. Wie rasch geht uns doch der spontane Ausruf über die Lippen: «O, wie ist das schön!» «Ach, wie schrecklich ist das!» Dabei erleben wir, dass mit solchen Aussprüchen die Gefühle entsprechend intensiver werden, Erlebnisse und Erfahrungen sich vertiefen und uns ganzmenschlich erfassen.

## *2. Psalmen als Beispiele zwischenmenschlichen, spontanen Gebetsgottesdienstes*

Was ich soeben als Erweiterung unseres Gebetsgottesdienstes in Richtung zwischenmenschlicher Beziehung gefordert habe, ist nicht irgend eine «hypermoderne», «extravagante» Neuerung. Wir stossen auf solche Formen der Gebetsgottesdienste schon bei den Psalmen des Alten Testamentes. «Die Psalmen bieten sich als Vorlagen und zugleich als Initialzündungen eines solchen gemeinsamen Glaubensgespräches mit Gott und vor Gott an. Sie kennen ja keine nur auf sich selbst bedachte Kleinherzigkeit. Vielmehr sind sie ein Stück praktizierter *Gemeinschaft der Heiligen*, die freilich ihre geistlichen Qualitäten vom persönlichen Herzenston des Beters erhält... Wenn der Beter *vor Gott* steht, dann weiss er sich selbst von einer Gemeinde umgeben. Fordert er dann zum Lob auf, so keineswegs bloss deshalb, weil geteilte Freude doppelte Freude ist und der Mund von dem übergeht, wovon das Herz voll ist. Denn Lob ist nicht nur Antwort an Gott, sondern auch Sich-Verantworten vor der Gemeinde, ist in der Selbstmitteilung auch Gott-Mitteilung. Beten bedeutet also in den Psalmen zugleich auch bekennen und verkündigen. Literarisch zeigt sich das im Wechsel von Du-Form und Er-Form. Lob aus der Rettungserfahrung ist so wesentlich Rede zu Gott und von Gott, dass jene Richtungsänderung der Gebetsanrede sogar zum Kennzeichen aller Danklieder Israels geworden ist.» (6. Braulik)

Zur Illustration solchen zwischenmenschlich ausgerichteten Betens zu Gott soll hier kurz Psalm 30 angeführt werden. «Ich will dich erheben, Herr, denn du hast mich emporgewunden und meine Feinde sich meiner nicht freuen lassen. Herr, mein Gott, als ich zu dir um Hilfe rief, da hast du mich heil gemacht... Preist den Herrn, ihr seine Frommen, und dankt zu seinem heiligen Gedächtnis. Ein Augenblick kann unter seinem Zorn stehen, das Leben steht unter seiner Güte. Am Abend mag Weinen zu Gast kommen, doch am Morgen kehrt Jubel ein. Ich aber, ich wähnte in meiner Sicherheit: Niemals werde ich wanken! Herr, in deiner Güte hattest du meinem Glanz

festen Bestand verliehen. Du verbargst dein Antlitz, da war ich betroffen. Zu dir, Herr, schrie ich, zu Gott flehte ich um Gnade . . . Verwandelt hast du meinen Trauergang in Tanzen, gelöst mein Bussgewand und mich geschürzt mit Freude, damit meine Ehre dir singe und nicht verstumme. Herr, mein Gott, für immer will ich dir danken.» «Der Beter, der hier spricht, schämt sich nicht, die Erfahrungen, die sein Leben bestimmen, öffentlich mitzuteilen. Er erzählt – vermutlich sogar im Tempel vor versammelter Gemeinde – wie er Gott begegnet, und wie Gott ihm zum Du geworden ist. Letztlich ist es ein Bekenntnis von dem, der sich als ‹Heiland› erwiesen hat. Ihm will der Beter mit diesem Psalm für seine Rettung danken. Er dankt aber, indem er seinen Mitmenschen bezeugt, was er selbst von Gott erlebt hat. Seine Geschichte soll auch ihnen den Zugang zu Gott erschliessen oder ihren Glauben bestärken; soll sie sensibel machen für die verborgene Anwesenheit Gottes, sie aber auch seiner merkbaren Hilfe vergewissern» (G. Braulik).

Was hat der Beter nun konkret erfahren, welches ist seine Lebensgeschichte, die er den zum Gebet Versammelten kund tut? Schauen wir den Text des Psalms etwas genauer an.

«Ich wähnte in Sicherheit: Niemals werde ich wan-ken.» Der Beter bekennt, dass er lange Zeit in der praktischen Gottlosigkeit eines ‹Traditionsgläubi- gen› gelebt hat. In seinem Karrieredenken kommt Gott nicht vor. Sein Erfolg macht ihn selbstbewusst, aber nicht gottbewusst. Dann kam es aber zur grossen Bekehrung. Er erkennt, dass sein Erfolg Gabe Gottes ist: «In deiner Güte hat-test du meinem Glanz festen Bestand verliehen.» Die Bekehrung beginnt damit, dass der Beter, der in seiner Einbildung Gott nicht wahrgenommen hatte, sich als von Gott verlassen entdeckt. Die erste Gotteserfahrung erfolgt indirekt, ist die negative Erfahrung der «Abwesenheit Gottes». Nicht Gottes Nichtexistenz wird zum Problem, sondern seine Nichtwirksamkeit: «Du verbargst dein Antlitz, da war ich betroffen.» Diese Abwesenheit Gottes, diese Leere wird als Verlust erlebt. Diese Not der «Abwesenheit Gottes», die noch vergrös-

sert wird durch die Treulosigkeit der Menschen, die ihn jetzt im Stich lassen, wird Anlass zum Ge- bet: «Zu dir, Herr, schrie ich.» Die äusserste Grenze, die Ausweglosigkeit öffnet den Zugang zur Wirklichkeit Gottes. Jetzt darf er eine zweite, positive Gotteserfahrung machen: «Verwandelt hast du meinen Trauergesang in Tanzen.» Diese positive Gotteserfahrung, dass Gott dem Beter, der es gar nicht «verdient» seine Hilfe zukommen lässt, ist nun Triebfeder, dass der Beter sich zum Ge- betsgottesdienst begibt, dort öffentlich Gott sei- nen Dank darbringt, die andern aufruft, mit ihm und für ihn zu danken: «Ich will dich erheben, Herr, denn du hast mich emporgewunden . . . Preiset den Herrn, ihr seine Frommen.» Zugleich legt der Beter ein Glaubensbekenntnis ab, durch das er andere aufruft, in Not auch auf Gott zu vertrauen, und ihnen versichert, dass auch sie die gleiche Gotteserfahrung machen können: «Am Abend mag Weinen zu Gast sein, doch am Morgen kehrt Jubel ein.» Die anwesenden Glau- benden befolgen diesen Aufruf und stimmen in den Dank und den Jubel des Beters ein.

### *3. Möglichkeit solchen Gemeinschaftsgebetes heute*

Hier haben wir ein Beispiel eines lebendigen, lebensnahen Gottesdienstes. Soll heute unser Got- tesdienst wieder lebendig und lebensnah werden, müssen wir den gleichen Weg einschlagen. «Die eigene Erlebniswelt, aber auch die der andern, bildet den Brückenkopf, von dem aus das Gebet eine Brücke zu schlagen sucht zum fremden Ufer, das einmal in Sicht gekommen ist, auch wenn es jetzt vielleicht wie von Nebeln verhüllt wird . . . Beten meint, das Leben, wie es einen packt, von den äussersten Rändern des Menschseins bis in seine tiefsten Intimitäten Gott zu-sagen; meint sich aussprechen vor Gott (und vor der Glaubens- gemeinde), nicht in sterilen Andachtsfloskeln, sondern mit schlichten, natürlichen Worten, spontan und echt, in jeder Haltung und Tonlage» (G. Braulik).

Sind wir zu solchem Gebet fähig. Vermutlich nur

schwer. Es fällt uns schon schwer, im privaten Gebet mit eigenen echten, spontanen Worten Gott unsere Not zu klagen, unsern Dank abzustatten. Erst recht stehen wir vor Hemmungsbarrieren, wenn wir das im öffentlichen Gottesdienst tun sollen. Und doch sollten wir wieder zu solchem Beten vorstossen können. Ansätze dafür finden sich heute in kleinen Gebetsgruppen. Das wird wohl der Weg sein: zuerst vor jenen Menschen über unser persönliches Schicksal, über unsere guten und schlechten Erfahrungen zu Gott sprechen, vor denen wir auch sonst unser Leid und unsere Freude ausbreiten.

Vielleicht kann hier ein Beispiel helfen. Eine Jugendgruppe hatte sich zum «geistlichen Gespräch» versammelt. Jeder versuchte mit Ach und Krach persönliche Erlebnisse in angelernten Formeln darzulegen. Plötzlich begann ein Mädchen sein ganz persönliches Schicksal zu erzählen: wie es im Spital mit Frauen zusammen in einem Mehrbettzimmer «einquartiert» war, wie es «ganz wüste» Reden dieser Frauen mitanhören musste, bis ihm jede Ehrfurcht vor dem andern Geschlecht zerstört war. Und dann brach das Mädchen in ein bitteres Klagen und Weinen aus vor Gott über diese Zerstörung, die es nun mit sich tragen musste. Jetzt war die ganze Atmosphäre dieses «geistlichen Gesprächs» verwandelt. Jeder war innerlich gepackt, fühlte mit der Not mit, sprach ein ganz persönliches Gebet für dieses Mädchen. Das Mädchen aber durfte so erfahren, dass Gott ihm durch die andern nahe ist, ihm Hilfe schickt, es durfte durch das Beten der andern Gott als Helfer erfahren.

Ist so etwas wohl möglich auch in grösseren Kreisen. Wie ganz anders würden wir wohl die Eucharistiefeier mitfeiern, wenn ihr ein solch persönlicher, mitmenschlich bezogener Gebetsgottesdienst vorausgegangen ist. Solche Gottesdienste könnten dann wirklich zu echter, tiefer Gotteserfahrung werden, in denen wir spüren: Gott ist tatsächlich da als der Helfende, Rettende, Ermutigende, Erfreuende, Beglückende. So würde Gotteserfahrung tatsächlich möglich im Gemeinschaftsgebet.

## Am Ende einer Wanderschaft

Abt Mauritius Fürst

Das Leben des Menschen auf Erden gleicht der Reise eines Wanderers oder Pilgers, der sein Ziel kennt, aber noch nicht erreicht hat, der noch auf dem Wege ist, oft in einem fremden Land. Schon der Gottgläubige im Alten Bund sieht sich nicht anders: «Nur ein Gast bin ich bei dir, ein

Fremdling wie all meine Väter» (Ps 39, 13; vgl. 1 Chr 29, 15). Und er weiss auch, dass er gerade wegen seiner Treue zu Gott oft sogar von den eigenen Angehörigen nicht angenommen wird: «Deinetwegen erleide ich Schmach, und Schande bedeckt mein Gesicht. Ein Fremdling bin ich den eigenen Brüdern, den Söhnen meiner Mutter wurde ich fremd» (Ps 69, 8–9).

Auch der Christ des Neuen Bundes kann sich nicht anders sehen, ist doch Christus selber den Seinen ein Fremdling geworden, denn sie halten ihn als einen, der «von Sinnen» ist (Mk 3, 31). Und schon der erste Papst mahnt seine Brüder, die Christen, als «Fremde und Gäste in dieser Welt» unter den Heiden ein rechtschaffenes Leben zu führen (1 Petr 2, 11–12).

Kaum eine klösterliche Gemeinschaft hat diese Wahrheit, die nicht nur für den Einzelnen gilt, in einem solchen Mass erfahren wie unser Kloster Beinwil-Mariastein, das im Verlauf seiner bald 900jährigen Geschichte immer wieder zum Wanderstab greifen musste. So war es in *Beinwil*, vor allem im 15. Jahrhundert. Da waren es einzelne Mönche, die wegen der Armut ihres Klösterchens in der Fremde ihren Lebensunterhalt suchen mussten. Und im Gefolge der wiederholten kriegerischen Überfälle und Brandschatzungen, durch die es heimgesucht wurde, waren der Abt und seine Mönche öfters gezwungen, bei auswärtigen Freunden ihre Zuflucht zu nehmen. Anfangs Mai 1445 wurden bei einem Überfall durch österreichisch gesinnte «Freischärler» Abt Johannes Streng und fünf seiner Mönche sogar gefangen und ins Exil nach Pfirt und Delle verschleppt. Als anfangs Juli 1629 in Beinwil die Pest ausbrach und ihre Opfer forderte, flüchtete Administrator Urs Buri mit der ganzen Gemeinschaft ins Bad Attisholz, um der todbringenden Krankheit zu entgehen. Kaum ins Kloster zurückgekehrt, flackerte die Seuche wieder auf, so dass der Konvent nach Büren floh, wo er im Hause des Meiers und Schaffners für sechs Wochen gastfreudlich Aufnahme fand.

Einige Jahre später beschlossen der Abt und die Mönche von Beinwil aus freiem Willen und nach

gründlicher Überlegung, zum Wanderstab zu greifen und das Kloster nach Mariastein zu verlegen. Am frühen Nachmittag des 12. Novembers 1648 war es soweit. Die Mönche verliessen mit ihren Klosterschülern, mit dem Hausrat und den wenigen Kostbarkeiten ihre bisherige Heimat und erreichten gegen Abend die Stätte ihres neuen Wirkens.

Hier an der Wallfahrtsstätte Unserer Lieben Frau im Stein durfte sich das Kloster während 150 Jahren einer ruhigen und bedeutsamen Entwicklung erfreuen. Aber dann sollte sich auch in *Mariastein* das Wort der Schrift bewahrheiten, dass wir hier «heimatlos» (1 Kor 4, 11) sind und «keine bleibende Stätte» haben (Hebr 13, 14). Der neue Geist des Rationalismus und der Aufklärung war den Klöstern nicht gut gesinnt. Auch die Mönche auf dem ragenden Felsen sollten das am eigenen Leib zu spüren bekommen.

#### *Zu Gast in süddeutschen Klöstern*

Dass die Mönche in Mariastein für die politisch und religiös bedrängten und verfolgten Nachbarn im Elsass und den angrenzenden Gebieten Frankreichs ein offenes Herz und ebenso offene Türen hatten, besonders für die flüchtenden kirchentreuen Geistlichen und Ordensleute, war den neuen Machthabern schon lange ein Dorn im Auge. Als die Revolutionstruppen Napoleons anfangs März 1798 die Schweiz eroberten, waren auch die Tage des Klosters Mariastein gezählt. Schon am 9. März wurde das Aufhebungsdekret verkündet. Die ausgewiesenen Mönche begaben sich auf die klostereigene Propstei Wittnau im österreichischen Fricktal, wohin sich Abt Hieronymus Brunner unter dem Druck Frankreichs und auf den Wunsch der Solothurner Regierung schon im vorausgegangenen November begeben hatte. Als die Franzosen auch ins Fricktal einfießen, zogen sich Abt und Konvent über den Rhein in süddeutsche Klöster zurück, wo sie bei den Mitbrüdern von St. Blasien, St. Märgen, St. Peter und St. Trudpert im Schwarzwald und in Wiblingen bei Ulm freundliche Aufnahme fanden. Im Jahre 1802 konnte Abt Hieronymus mit den er-

sten Mönchen wieder in das verwüstete Kloster zurückkehren, nachdem sie es aus den Händen des berüchtigten «Revolutionshelden» Philipp Christoph Reibelt, der es gekauft und total ausgeplündert hatte, zurückerworben hatten. Erst zwei Jahre später, als die Gebäulichkeiten wieder hergestellt waren, konnten auch die letzten verbannten Mitbrüder wieder nach Mariastein zurückkehren.

#### *Unter dem Damoklesschwert*

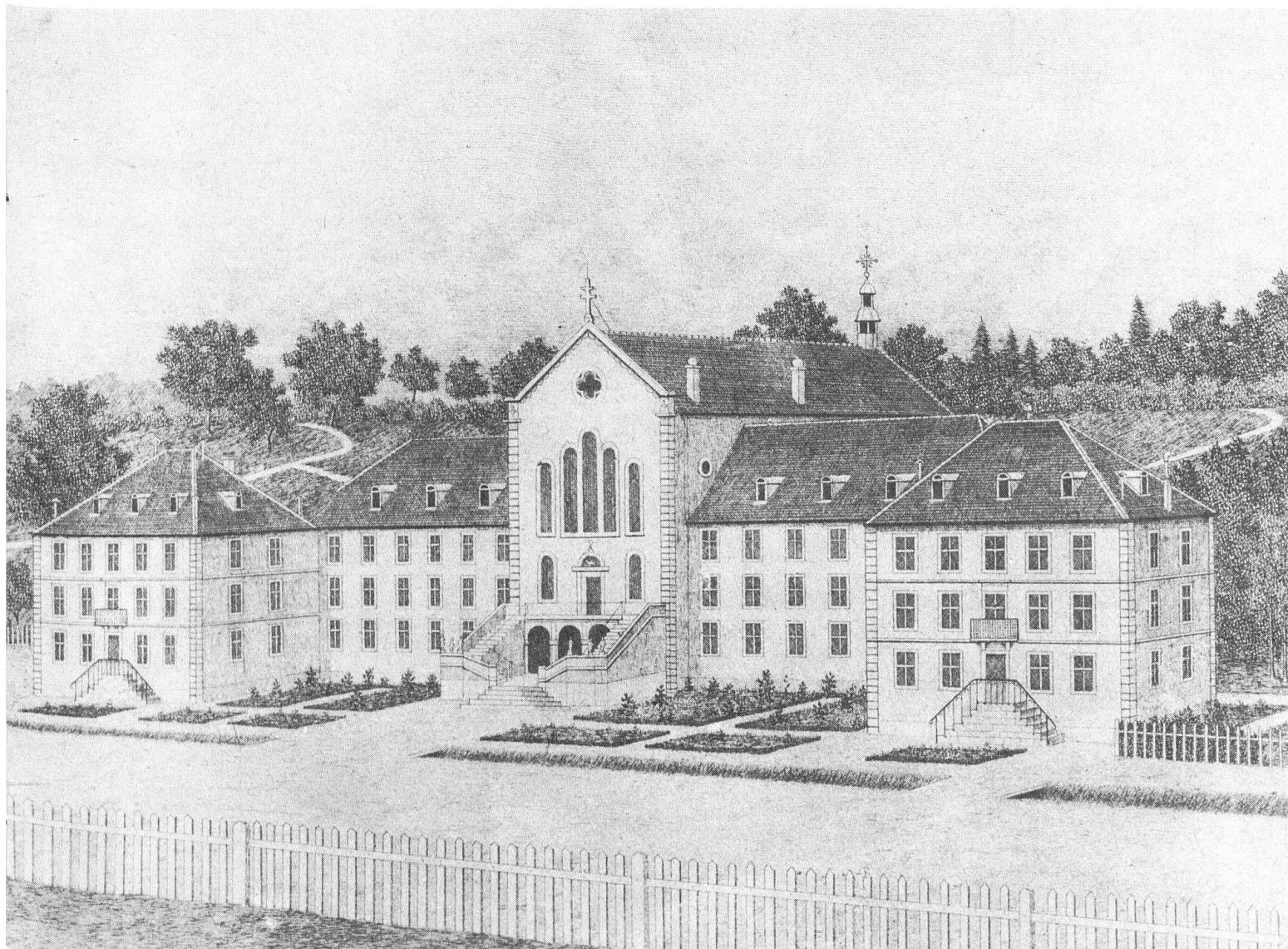
Dieses erste Exil der Mariasteiner Mönche war sozusagen nur eine Vorübung für das zweite, das 70 Jahre später im solothurnischen Kulturmampf über das Kloster hereinbrach, das sich auf mehrere Klosterenerationen erstreckte und nicht weniger als vier Stationen aufweisen sollte. Der Geist der Aufklärung und des Liberalismus brach immer wieder durch, auch im Kanton Solothurn. Schon 1809 beschränkten die solothurnischen Räte die Aufnahme von Ausländern ins Noviziat. Einige Jahre später spricht man schon mehr oder weniger offen von einer möglichen Aufhebung des Klosters Mariastein. 1834 wurde für alle Geistlichen und Ordensleute ein staatliches Examen dekretiert, das sich als eigentliche «Novizensperre» auswirkte. In den folgenden Jahrzehnten waren Klosteraufhebungen an der Tagesordnung, so in den Kantonen Aargau, Freiburg, Luzern, Tessin, Thurgau und Zürich. In Solothurn begnügte man sich vorerst mit drückenden Sondersteuern für die Klöster und Stifte und mit staatlichen Inventarisierungen. Als Folge des 1. Vatikanischen Konzils mit seiner unglücklichen Unfehlbarkeitserklärung verschärfte sich die politische Lage auch in unserem Kanton. Bischof Eugenius Lachat wurde von seinem Bischofssitz vertrieben und musste in die Verbannung gehen.

Infolge der drohenden Lage sahen sich Abt Karl Motschi und sein Konvent nach einem Refugium im Elsass um, was die Regierung gutzuheissen schien, denn am 24. Juni 1874 erteilte sie die Erlaubnis zum Verkauf des Klosters und zu seiner Verlegung. Diese Erlaubnis wurde am 28. Juni telegraphisch zurückgenommen, nachdem am Vortag der Kantonsrat dem Regierungsrat den Auftrag

erteilt hatte, über die zivilrechtliche Stellung des Klosters Mariastein Bericht und Antrag vorzulegen. Schon am 4. Juli wurde das Kloster unter staatliche Verwaltung gestellt. Am 18. September beschloss der Kantonsrat mit 70 gegen 31 Stimmen die «Reorganisation» des Klosters Mariastein und der beiden Stifte Solothurn und Schönenwerd. Diesen Beschluss sanktionierte das Solothurner Volk am 4. Oktober 1874 mit 8352 zu 5909 Stimmen. Was die Behörden unter «Reorganisation» verstanden, trat noch am Abstimmungstag in ihrem Bericht an den Bundesrat zu Tage, in dem das Resultat über «die Aufhebung der solothurnischen Stifte» mitgeteilt wurde. Dem Abt und seinen Mitbrüdern blieb denn auch nichts anderes übrig, als sich nach einer neuen Niederlassung im Ausland umzusehen, da mit der neuen Bundesverfassung vom 19. April 1874 die Errichtung von Klöstern verboten worden war.

#### *Neubeginn jenseits der Grenze*

Am 17. März des folgenden Jahres musste Abt Karl und der Konvent der Brachialgewalt des vom Regierungsrat entsandten Polizeihauptmannes weichen. Nur zwei Patres durften zur Betreuung der Wallfahrt im Kloster zurückbleiben. Auch die Patres, die als Pfarrer auf den sieben Klosterpfarreien wirkten, durften dort weiterwirken. Die übrigen Mitbrüder hielten sich mit ihrem Abt noch einige Tage in der Klosterherberge in Mariastein auf und feierten ihre Gottesdienste bis zum 25. März in einer Seitenkapelle der Wallfahrtskirche. An diesem Tag – es war der Gründonnerstag – feierte Abt Karl mit seinen Mönchen am Vormittag den Abendmahlsgottesdienst ein letztes Mal in seinem geliebten Kloster, am Abend trafen sie in ihrer neuen Wahlheimat ein. Delle, das französische Grenzstädtchen, nur wenige Minuten von der Schweizergrenze entfernt, sollte für 25 Jahre die vertriebenen Schweizermönche beherbergen. Mit einem grossen Gottvertrauen machte sich der Konvent an die Aufgabe, das erworbene Haus wohnlich einzurichten. Bald kam ein neues Gebäude, das als Schule dienen sollte, hinzu, denn an Schülern aus der Umgebung und aus der



*Kloster und Schule der Mariasteiner Mönche in Delle*

Schweiz hatte man keinen Mangel. Am 10. August 1885 – nach der Überlieferung genau am 800. Jahrestag der Klostergründung in Beinwil – legte Abt Karl den Grundstein zur Klosterkirche, die Erzbischof Ducellier von Besançon am 19. Juli 1888 konsekrierte.

In diesen Jahren entwickelte sich die Neugründung, der man den Namen Collège St-Benoît gab, sehr hoffnungsvoll, auch der Nachwuchs stellte sich in erfreulicher Zahl ein. Aber als sich die Gemeinschaft so recht heimisch fühlte, trat eine neuen Heimsuchung an sie heran. Die freidenkerische radikale Kammermehrheit erliess 1901 antikirchliche Schulgesetze und entzog den geistlichen Gemeinschaften die Unterrichtsbefugnis. Der drohenden Ausweisung und Enteignung kamen die Mönche zuvor, indem sie wieder zum Wanderstab griffen. Dem viel geprüften Abt Karl blieb dieses Schicksal allerdings erspart. Er starb am 18. April 1900 in Delle, wo er auch begraben wurde. Seine Leiche wurde erst 1914 nach Mariastein überführt. Sein Nachfolger wurde sein Stiefbruder Vinzenz Motschi.

#### *Ein Refugium im Salzkammergut*

Abt Vinzenz machte sich sogleich ans Werk, seiner Gemeinschaft eine neue Heimat zu suchen, und ging selber bis nach Böhmen und Polen. Schliesslich erwählte er aus den verschiedenen Angeboten den Wallfahrtsort Dürrnberg bei Hallein, wo man von den Redemptoristen am 10. September 1902 zwei Häuser erwerben konnte. Am letzten Sonntag im September traten vier «Pioniere» von Mariastein aus die weite Reise an. Der Zug führte sie von Basel, wo das Klostermobilier eingeladen wurde, nach Salzburg, wo sie von Abt Willibald Hautaler von St. Peter aufs herzlichste empfangen und bewirtet wurden. Am 2. Oktober erreichten sie ihr Ziel und begannen gleich mit dem beschwerlichen Möbeltransport und der Einrichtung der beiden Häuser und Kapellen. Bis zum 12. Oktober, dem Sonntag der Mariastener Kirchweihe, rückten auch die übrigen Mitbrüder an, so dass die Kommunität in der Freude, eine neue Heimat gefunden zu haben, dieses Fest be-

gehen konnte. Später kamen noch mehrere Kandidaten hinzu, so dass die Gemeinschaft auf Dürrnberg 21 Mitglieder zählte. Am 14. März 1903 anerkannten die kirchlichen Behörden die neue Niederlassung als rechtmässiges Priorat.

Schon bald aber musste man erkennen, dass Dürrnberg trotz seiner idyllischen Lage als bleibende Niederlassung nicht in Frage kam. Es war zu abgelegen und bot den Mönchen nicht die Gewähr für eine erfüllende Tätigkeit, für den notwendigen Unterhalt und Nachwuchs. Es setzte sich die Erkenntnis durch, in der Nähe der Schweiz eine neue Niederlassung finden zu müssen.

#### *An den Ufern des Bodensees*

Nachdem Abt Vinzenz am 19. Mai 1905 im 67. Lebensjahr gestorben war, versammelten sich die Kapitularen, die zum grössten Teil in der Schweiz weilten, am 7. Juni im Hattstätterhof zu Basel zur Wahl seines Nachfolgers. Sie fiel auf den Pfarrer von Hofstetten, den 39jährigen P. Augustin Rothenflue. Ihm gelang es durch Mut und Tatkraft, dem Kloster eine neue Zukunft zu sichern. Eine baldige Verlegung der klösterlichen Niederlassung in die Nähe der Schweiz drängte sich auf, weil die Mariastener Konventualen zu ihren Aufgaben in der Wallfahrt von Mariastein, wo immer auch Aushilfe zu leisten war, und in den Klosterpfarreien im Herbst 1906 noch die Leitung des Kollegiums Karl Borromäus übernehmen konnten.

Mehrere Projekte in Vorarlberg und Liechtenstein wurden dafür ins Auge gefasst. Auf den Rat des Prälaten Dr. Josef Häusle erwarb das Kloster nach Überwindung vieler Schwierigkeiten am 28. April 1906 den Herrschaftssitz Babenwohl, am Fusse des Gebhardsberges bei Bregenz gelegen. Schon anfangs Oktober des gleichen Jahres konnten die meisten Mönche von Dürrnberg ins Schlosschen Babenwohl übersiedeln, während noch zwei zur Betreuung der Pfarrei und Wallfahrt dort zurückblieben. Schon am 1. Mai erfolgte die bischöfliche Genehmigung und am 22. September die Bestätigung durch Papst Pius X. Dem neuen Priorat gab



*Das St. Gallusstift in Bregenz, «Heimat» der Mariasteiner Mönche von 1906 bis zu ihrer Vertreibung durch Hitler 1941*

man den sinnvollen Namen St. Gallusstift, hatte doch hier nach 610 zusammen mit seinem Lehrer St. Kolumban der heilige Gallus das Evangelium verkündet. Der sog. St. Gallusstein, in dem der Heilige gemäss der Legende den Abdruck seines Leibes hinterlassen hatte, befand sich 1906 noch innerhalb der Marken des erworbenen Grundstückes, wo in früheren Jahrhunderten auch das Kirchlein zu seiner Ehre gestanden hatte.

Bald wurde der Bau des neuen Konventtraktes und Bibliothekflügels in Angriff genommen. Im Jahre 1914 kam die Kirche – ein Zentralbau mit Kuppel – hinzu, die Architekt Adolf Gaudy von Rorschach erbaute. Zu ihrer Ausstattung verwendete man die Altäre, die Kanzel, die Beichtstühle und das Chorgestühl, die für die Klosterkirche in Delle geschaffen worden waren. 1921 wurde noch eine Orgel angeschafft. Mit dem äussern Ausbau der Gebäulichkeiten ging der innere Aufbau der Gemeinschaft Hand in Hand. Die Mönche waren vor allem auf eine würdige Feier der Liturgie bedacht. Sie suchten auch durch Vorträge und eine liturgische Zeitschrift in dieser Richtung auf das Volk einzuwirken. Die Patres waren besonders in der Seelsorge tätig und in der klostereigenen theologischen Lehranstalt, denn die Eintritte von Kleriker- und Brüderkandidaten nahmen immer mehr zu.

Leider wurde der Gründerabt durch ein Leberleiden schon im Juni 1919 gezwungen, sein Amt aufzugeben, und er starb zwei Monate später im 53. Lebensjahr. Sein Nachfolger, Abt Augustin Borer, wurde am 5. August desselben Jahres in Mariastein gewählt und setzte den Ausbau des Stiftes fort. Er liess eine grosse Gartenanlage errichten und erwarb am 6. Juni 1930 in Lauterbach den landwirtschaftlichen Hof St. Josef. Hier fanden vor allem die zahlreichen Brüder ihre Beschäftigung. Als Abt Borer 1937 auf sein Amt resignierte, zählte das Kloster 72 Professen und 7 Novizen, eine Zahl, die noch nie erreicht worden war und heute leider auf 40 Professen abgesunken ist. Als Nachfolger des Abt-Resignats wählte das Klosterkapitel am 31. März 1937 in Mariastein P. Prior Basilius Niederberger. Ihm lag vor allem

die innere Konsolidierung und die monastische Erziehung seines Konvents am Herzen. Leider konnten er und seine Mitbrüder nicht mehr lange im St. Gallusstift verbleiben, denn am 2. Januar 1941 wurden sie durch die Gestapo aus dem Kloster verwiesen und an die Grenze gestellt. Das Stift wurde seines Zwecks entfremdet und die Kirche profaniert. Nach dem Krieg wurde das Bundesgymnasium für Mädchen darin einlogiert, wo es noch heute ist. Wir mussten uns auf die Abtei, das Schlösschen Babenwohl zurückziehen, wo unser P. Josef alle die Jahre hindurch bis im letzten Sommer ein treuer und zuverlässiger Verwalter unseres Besitzes war. Auf den 31. Juli ging das St. Gallusstift durch Kauf an das Land Vorarlberg, das eine Studienbibliothek für Vorarlberg und eine Dokumentationsstelle für die Alpenländer darin einrichten wird.

#### *Das «Schulkloster» auf dem Schächengrund*

Im gleichen Jahr, in dem das St. Gallusstift eröffnet wurde, konnten die Mariasteiner Benediktiner auch die Leitung des neugegründeten Kollegiums Karl Borromäus von Uri in Altdorf übernehmen. Dieser Schritt war von langer Hand vorbereitet worden. Nicht nur einmal war der Ruf der Urner an die im Exil lebenden Mariasteiner Mönche ergangen, das erste Mal durch den bischöflichen Kommissär J. Gisler an Abt Karl Motschi schon am 10. Juli 1892! Aber die Äbte konnten sich vorerhand nicht zu einer positiven Antwort entschliessen. Erst am 1. Oktober 1902 gab Abt Vinzenz Motschi auf Drängen der Kapitularen, die ein Fussfassen des exilierten Klosters in der Schweiz als absolut notwendig erachteten, einen positiven Entscheid bekannt, nämlich auf 10 Jahre den Versuch mit der Entsendung von geistlichen Lehrern zu wagen. Als erster Professor der Altphilologie kam schon 1904 noch an die alte Kantonsschule in Altdorf P. Columban Juret. Ihm folgten mit der Eröffnung des Kollegiums 1906 P. Bonifaz Huber, der erste Rektor des Kollegs und 6 Mitbrüder. So war bereits eine kleine Gemeinschaft auf dem Schächengrund vorhanden, die im Verlauf der Jahre zu einer ansehnlichen



*Das Professorenhaus in Altdorf, erbaut 1936. Im Hintergrund Hauptgebäude des Kollegiums Karl Borromäus, in dem die Patres und Brüder wohnten bis zur Erbauung des Professorenhauses*

Kommunität heranwuchs, was den Bau eines eigenen Hauses unbedingt notwendig machte, waren doch die Platzverhältnisse in dem vom Kanton Uri zur Verfügung gestellten Kollegium geradezu unhaltbar geworden. 1932 unternahm Abt Augustinus Borer den ersten Vorstoss bei den Behörden zum Bau eines Professorenheims, 1935 konnte es in Angriff genommen und im folgenden Jahr bezogen werden. Es ermöglichte endlich den Mitbrüdern in Altdorf, ein klösterliches Gemeinschaftsleben zu führen. In den sechziger Jahren, als die Gemeinschaft über zwanzig Mitbrüder zählte, wurde sogar noch ein Erweiterungsbau hinzugefügt. Die vier Rektoren und die über 60 Patres, die in der Schule, im Internat, in der Seelsorge und im kulturellen Leben (Theater, Musik, Gesang usw.) tätig waren und auch die zahlreichen Brüder, die um das Haus, die Küche und den Garten besorgt waren, hatten ein gerütteltes Mass an Arbeit zu erledigen, konnten aber doch auch das Chorgebet und das monastische Leben in einem grossen Mass mitvollziehen. Sie konnten auch die innere und äussere Entwicklung des Kollegiums mitverfolgen, die sich nicht zuletzt in den Schülerzahlen widerspiegelt. Im ersten Schuljahr zählte das Kollegium 131 Schüler, im letzten September waren es 525, wovon 209 Mädchen. Inzwischen wurde die halb staatliche, halb private Schule von einst in die kantonale Mittelschule Uri umgewandelt.

Bedingt durch den mangelnden Nachwuchs unseres Klosters musste der Personalbestand in Altdorf in den letzten Jahren immer mehr abgebaut werden, so dass im letzten Schuljahr nur noch vier Mitbrüder an der Schule tätig waren. Diese Entwicklung und die Wiederherstellung des Klosters Mariastein 1970/71 veranlassten das Klosterkapitel am 27. Dezember 1979 zum Beschluss, sich auf Ende Schuljahr 1980/81 vom Kollegium zurückzuziehen. Es war für alle Beteiligten ein sehr schmerzlicher Entscheid, war doch das Urnerland für manchen Mitbruder eine zweite Heimat geworden. Das Professorenhaus mit der Brickermatte erwarb sich der Kanton Uri für seine vielfältigen Bedürfnisse.

### *Wieder daheim*

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, dass unsere beiden Niederlassungen in Bregenz und in Altdorf nach genau 75 Jahren aufgegeben wurden und damit die 1874 begonnene unfreiwillige Wanderschaft ihr Ende finden konnte, indem unsere Mitbrüder vom St. Gallusstift und vom Schächengrund in ihre klösterliche Heimat zurückkehrten durften. Was vor Jahrzehnten niemand zu erwarten wagte, was aber als Hoffnung alle Mitbrüder stets beseelte, die rechtliche Wiederherstellung des Klosters Mariastein, war durch die solothurnische Volksabstimmung vom 7. Juni 1970 Tatsache geworden. Nun sind wir wieder eine Gemeinschaft an dem Ort, an den uns die göttliche Vorsehung 1648 geführt hat. Gott vor allem gilt deshalb unser erster Dank für seine Führung auf dieser langen Wanderschaft. Ihm ist es in erster Linie zu verdanken, wenn unser Konvent – im Gegensatz zu vielen berühmten und bedeutenderen Abteien – heute noch existiert und heute wieder in Mariastein wirken darf. Auch die fünf Exilsäbte, denen es gelungen ist, ihre Gemeinschaft zusammenzuhalten, und alle Mitbrüder, die sich trotz aller Schwierigkeiten immer als eine einzige Gemeinschaft fühlten und an allen Stationen des Pilgerweges treu ihre Pflicht erfüllten, verdienen unsren besondern Dank. Ein grosses und herzliches Vergelt's Gott müssen wir aber auch den Behörden, der Geistlichkeit und der Bevölkerung aussprechen, die den verbannten Mönchen stets Verständnis, Unterstützung und herzliche Freundschaft entgegenbrachten und den Aufenthalt in der Fremde erleichterten.

Wir alle aber dürfen und wollen nie vergessen, dass wir auch in einem behüteten und prächtig erneuerten Kloster auf dem Felsen von Mariastein uns nicht zu fest einrichten, wissend, «dass wir fern vom Herrn in der Fremde leben, solange wir in diesem Leib zu Hause sind» und «nicht schauend, sondern glaubend unsren Weg gehen» (2 Kor 5, 6–7), als Wanderer und Pilger zur ewigen Heimat.